

wir sehr angemessen, und zur Erklärung ihrer spätern Handlungsweise überaus nützlich finden. Daß Herr Schneidawind die einseitigen, und sogar hin und wieder lügenhaften, Memoiren Bourienne's so wenig wie möglich und die Las Casas, Thibaudeau's und Lavalette's nur mit Vorsicht benutzte, da die zuletztgenannten Alles was Napoleon anging in einem allzugünstigen Lichte darzustellen pflegten, ist ein Beweis mehr von des Verfassers sicherem Takte. — Die dem Werke beigegebenen Pläne sind brauchbar und deutlich, das Ganze höchst empfehlungswerth.

E. v. Wachsman n.

Thalblumen. Gedichte von Franz S. Schanza. Zweites Bändchen. 162 Seiten. Wien, im Verlage bei Carl Gerold. 1839.

In Nr. 10 dieser Blätter habe ich den ersten Theil dieser Gedichte angezeigt und schreite mit Vergnügen zur Beurtheilung des zweiten, welcher einen bedeutenden Fortschritt des Autors am vielbetretenen Parnasse kund giebt. Der glücklichste Wurf unseres Dichters ist vor Allem jener, daß er seinen jüngsten Arbeiten jenen Reiz zu geben wußte, welchen Abwechslung überhaupt spendet. In seinem Vorwort sagt er selbst: „Gleich bei Beginn ihrer Erzeugung (der Thalblumen) ging ich von dem Grundsatz aus, daß Mannigfaltigkeit in den Darstellungen der besseren Erwartung des Lesers weit mehr Berührungspunkte darbieten kann, als das Vorführen einer streng homogenen Farbengattung und diese Cynosur hieß mich das Wechsellicht der Gegenwart in die Tendenz meiner Dichtungen eintragen.“ — So finden wir denn in diesem zierlich gedruckten Bändchen eine Mischung von Ernst und Scherz, Balladen und lyrischen Poesieen, Sonnetten, Charaden und Räthseln. Am bedeutendsten scheint mir Schanza in der Lyrik; er hat viel Geschick für Naturmalerei, obwohl seine Manier, um mich eines Kunstausdrucks in der Malerei zu bedienen, dahinstreift, daß seine Bilder manchmal gelect erscheinen; wie Karl Mayer nicht selten in seinen Skizzen gar zu keck, so dünkt mich Franz Schanza gar zu ängstlich. Doch ist das ein sehr verzeihlicher Fehler bei unserm Dichter, dessen Bilder- und Ideenreichthum die Schatten seiner Gestaltungen augenblicklich verwischt. Man muß diesen Gedichten jedenfalls Lob zollen. Ich will nur noch den Verfasser auf einige nach meinem Dafürhalten übersehene Gebrechen aufmerksam machen, in der Hoffnung: mir dadurch des Autors Dank mehr zu verdienen, als wenn ich ihn unbedingt lobhudelte. Es ist nur Weniges, was ich zu rügen habe.

Seite 12:

Ein Rachen, von englischen Händen geführt,
Ist es, der die Strömung ziert.

Ob die Hände eines Engels englische Hände sind, mag er selbst erwägen.

Seite 17: Was sind eigentlich „Göttchen?“ Dieß Diminutivum von „Gott“ — ist doch etwas zu gewagt, vielleicht kindisch.

Seite 22:

Blumen! höret mein Geflüster,
Streckt die Häuptchen hoch empor,
Euer himmlisch Sterneschwister
Tritt entschleiert jetzt hervor.

Das „Euer himmlisch Sterneschwister“ soll „Eure himmlischen Sterneschwister“ treten jetzt hervor — lauten. Doch ist diese Incorrectheit die einzige im Buche, so mir begegnet.

Und nun noch Einen Tadel, den letzten. In den Verstandspoesien und Reflexionsgedichten giebt sich Herr Schanza etwas zu mystisch. Zur Probe und zum Beweis dient sogleich das erste Gedicht der Sammlung Seite 3, Lebenssilhouette.

Ich wünsche, daß Herr Schanza recht bald wieder Gelegenheit gebe, seiner achtungswerthen Bestrebungen mit gebührender Anerkennung erwähnen zu können. Gewiß ist's, wenn er also mächtig vor- und fortschreitet wie bisher, daß am dritten Strauße seiner Thalblumen sich das wenigste wird tadeln lassen können.

Rudolf H —

Die Schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache, aus dem Gesichtspunkte der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichts, der Nationalität und der Literatur. Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Beyer. 1838.

Wie die Seen der Schweiz die vielfachen Erscheinungen und Gestalten des Hochgebirges in ihrem klaren Grunde spiegeln, so spiegelt auch die Sprache des Volkes in ihren reichen Schattirungen dessen mannigfaltige Eigenthümlichkeit. Land und Volk haben seit Langem immer neue Beschreibungen und Darstellungen gefunden und finden sie noch; die Sprache dagegen wird häufig von Fremden und Einheimischen verachtet; ja man bedauert sogar das Verharren bei einer so ungünstigen Sprache, selbst von Seite gebildeter Schweizer.

Den Verfasser veranlaßte nun dieses Bedauern, dieses Vorurtheil, die Feder zu ergreifen, um eine Ehrenrettung der Sprache der Schweiz zu schreiben. Der Verfasser ist rüstig und mit wahren Berufe an diese, in